Offener Schreibebrief von Lizzie Hanfstengel.

No. 20. „Philipp," hen ich zu mein Hosband den annere Dag gesagt, „ich deht gleiche, dich for e Fehwer zu frage." Do hot er gesagt, er wißt schon, was es wär. Ich wollt hawwe, daß er nit mehr so viel zu den Wedesweiler gehn deht. „Geß eaenn," hen ich gesagt. Dann is es, daß du willst, ich soll mein Schnuff stappe, awwer do werd nicks draus. „Geß egenn," hen ich gesagt, un do sagt er: ei giff it obb. Do hen ich gesagt: „Luckehier Phil, wann ich so sehn, was annere Wimmensohts for e Vergniege hen un von ihren Mann iwwerall mit hingenomme wer'n zu Entertehnments un Kanzerts un Bahls un so fort un ich komme an kein Platz; du gehst alle Nacht zu den Wedesweiler un do will ich ja auch nicks weiter sage, awwer wonzt in e Weil kennist du mich doch auch emol mitnemme." Do hot er erscht e dummes Gesicht gemacht un dann saat er: O well, wann du dazu fiehle duhst, kannst du heit Nacht mit zu den Wedesweiler gehn. Do sin ich awwer doch mähd geworde. Was fällt dich ein, hen ich gesagt, denkst du, ich will in den Saluhn genomme sein? Do sagt der Philipp: „Ja for Guttneß Seht, wo willst du denn hingehn?" Do hen ich ihn gesagt, daß so viele von meine Lahdschschwestere immer in das Thieeter gehn dehte, un daß se immer sage dehte, daß es so schön wär un daß se wunnere dehte, daß mir nie nit en Schoh sehn ginge un mir könnte's doch ganz gut erfordern. Un for den Riesen hätt ich gedenkt, daß es doch ganz schön wär, wann mir auch emol gehn dehte. Do hot der Phil awwer Auge gemacht! Ins Thieeter willst du? Ja, was solle mer dann do duhn? hot er gesagt. Hen Se schon emol so en Mann gesehn? Der Philipp kennt nicks annerschter wie den Wedesweiler un wann er emol e Tschehnsch hawwe will, dann geht er dreimol zu ihn instett von einmal. Well, es hot e lange Weil genomme, bis ich ihn eksplizirt hen, was mer in den Thieeter duhn duht un do hot er gesagt, well, wann du dann absolut gehn willst, ahlrecht, awwer das sag ich dich, sowie der Schoh aus is, muß ich doch emol zu den Wedesweiler, der deht ja sonst denke, ich wär krank odder mehbie gar gestorwe. Sell hen ich ihn pramisse gemißt. Er is dann fort for die Tickets zu kaufe. Mer hen uns in Zeit rettig gemacht un juh bett juhr Butts, ich hen dazu geguckt, daß der Philipp in e gute Schehp war. So ebaut e halwe Stund befor daß mir hen starte wolle, do hot der Phil gesagt, er müßt noch emo schnell bei den Wedesweiler gehn, bikahs er wollt noch en Drinke nemme, awwer mitin fünf Minnits wär er widder da. Er is fort, awwer er is noch nit in zehn Minute widder dagewese, un wie e halwe Stund iwwer war, do sin ich selbst hingange un hen ihn geholt. Ich hen gleich genohtißt, daß er mehr wie ein Drink gehabt hot. Phil, hen ich gesagt, daß du mich in den Thieeter keine Unsinn machst, for ich gleich nit, daß die annere Leut den Lähf an mich hen Newwer meind, hot der Phil aesagt, ich sin doch kein Behbie. Well, mer sin in den Schoh gange un ich muß sage, der Phil is nit stinschie gewese. Er hot die beste Siets gekauft, wo in den Haus zu hawwe ware. Se hen das schöne Vies „Kamill" gespielt, was mer uff deitsch die Kameeldame rufe duht un ich muß sage, ich sin arig interestet gewese. Nach den erschte Aett hot der Phil off Kohrs autseit gemißt un alle Leut in die Roh, ich denke, es sin so ebaut fünf undzwanzig gewese, hen ufffstehn gemißt. Wie der zweite Aekt gestart hot, do is er noch nit doagewese un wie alles schon im Gang war, do is er uff eemol angeschowe komme un off Kohrs hen die Leut widder all uffstehn müsse. Se hen all gegrombelt, awwer der Philipp hot nicks drum gewwe. Ich hen mich geschemt wie alles. Wie er schließlich widder gesosse hot, do hot er gleich seine Schnuffbacks erausgeholt un hot sich e ordentliche Lohd getäckelt. Off Kohrs hot Jedes das Neus höre könne un ich hen ihn e paarmol in die Spehrripps gepuscht, awwer er hot nicks drum gewwe. Ich sin froh gewese, wie er seine Schnuffbacks widder in sei Packet gehabt hot. Awwer do hot er uff eemol en Schnießer gelosse, das war e Pietsch! Alle Leit hen sich erum gedreht un hen nach uns geguckt un der Schentelmann, wo in Front von den Philipp gesosse hot un e arig große Bahlhett gewohre hot, der hot gesagt, „wann Sie so ebbes vorhen, dann gewwe Se eim weniastens e Warning, daß mer in Zeit sein Ombrella uffspanne kann." Newig den Phil hot e arig steilische Lehdie gesosse un die hot den Phil angeguckt, als wann se ihn hätt fresse wolle. Un was duht das alte Rindviehch? Er holt seine Schnuffbacks widder eraus un fragt die Lehdie, ob se sich auch en Schnuff täckele wollt. Well, do hen ich awwer gefiehlt, als wann mich einer en Schläpp in mei Gesicht gewwe hätt. Das alte Rinozeroß hot gelacht, als wann ihn die Geschicht gar nicks angehn deht. Do hot alles in den Haus angefange zu hiffe un ich wär am allerliebste in die Erd gekrawwelt, den Weg hen ich gefiehlt. Was wer'n Se denke, der Phil hot noch emol sei Schnuffbacks eraus geholt un hot noch emol lahde wolle, do henn ich ihn awwer uff die Pohte geschmisse, daß der ganze Schnuff alliwer erumgefloge is. Do hätte Se awwer emol e Schnießerei höre solle! Bei Galle, mer hot gar nit mehr höre könne, was an die Stehtsch gesagt is worde. Es hot noch keine Minnit genomme, do is en Oscher komme un hot zu den Phil gesagt, er sollt reiteweg autseit komme. Sell h ot den Phil auch nit gesuht un for e paar Minute hot's en ganz ferchterliche Rumpus gewwe. Das End vom Lied is gewese, daß der Oscher den Philipp beim Wickel gehabt un ihn eraus gepullt hot. Off Kohrs sin ich mitgange, awwer Sie könne sich kein Begriff mache, wie ich gefiehlt hen. Wie mer autseit ware, do hot der Phil gesagt, es wär en ganz schöner Schoh awwese. Was ich gesagt, hen, will ich gar nit repiete, bikahs es duht nit gut in Print gucke, awwer es war e Pietsch. Mii beste Riegahrds Juhrs

Lizzie Hanfstengel.

Todtes Wasser.

Todtes Wasser ist eine gefürchtete Erscheinung, welche besonders von den norwegischen und schwedischen Seeleuten in ihren Meeren beobachtet wird. Sie bezeichnen sie mit „Dödvaud," dessen wörtliche Uebersetzung eben todtes Wasser ist. Man trifft es meistens in der Nähe der Küste, besonders da, wo größere Ströme in das Meer münden. Die ganze Erscheinung ist deswegen so unangenehm und seltsam, weil Segelschiffe sowohl wie Ruderboote, die in dies todte Wasser gerathen, plötzlich stillstehen, nicht mehr vorwärts kommen und auch nicht mehr dem Steuerruder gehorchen. Durch Aenderung im Aussehen des Wassers läßt sich von einem geübten Auge das todte Wasser erkennen. Hin und wieder ist die hemmende Kraft dieses Wassers so groß, daß auch Dampfschiffe aufgehalten werden.

So giebt Fritjof Nansen ein Beispiel der erstaunlichen Kraft, welches dieses todte Wasser besitzt. Auf seiner Polarfahrt kam er in der Meerenge von Taimyr im Herbst 1893 dreimal in ein solches todtes Wasser, und nur mit Mühe gelang es dem „Fram," trotzdem er mit vollem Dampf ging, herauszukommen. Man hatte den Eindruck, als wenn das ganze Meer mitgenommen würde. Worauf die Erscheinung beruht, ist noch nicht erwiesen, doch scheint eine Aenderung in der Zusammensetzung des Wassers vorzuliegen. Es sind augenblicklich auf Veranlassung der schwedischen Regierung und unter der Leitung des Dr. Walfrid Untersuchungen im Gange, um das Vorkommen des todten Wassers in anderen Meeren und die Ursachen desselben festzustellen.

Interessant ist es, wie Dr. Icard mittheilt, daß auch die Alten diese Erscheinung schon kannten, und daß es bei mehreren historisch wichtigen Ereignissen eine Rolle spielte. Es wird berichtet, daß das Schiff, auf welchem sich die Kinder des Adels befanden, die auf Befehl Periander verurtheilt waren, plötzlich trotz gut wehenden Windes angehalten wurde und nicht von der Stelle kommen konnte. Ebenso erging es Pompejus in der Schlacht von Pharsalus, als er die Seinigen zu größerem Widerstand anspornen wollte. Das Schiff gerieth in todtes Wasser, und Pompejus mußte ein anderes Schiff besteigen, da das seine nicht von der Stelle kam. In diesem kritischen Moment soll Caesar seinen Hauptangriff gemacht haben. Auch Caligula soll auf einer Fahrt von Astura nach Autun, wie Plinius erzählt, durch todtes Wasser aufgehalten worden sein. Aristoteles erörtert das ganze Phänomen auf das genaueste, schidert es gerade so, wie wir es heute ebenfalls beobachten. Er glaubt, daß diese Macht, ein Schiff aufzuhalten, ein kleines Fischlein besitzt, welches gewönlich in der Nähe von Felsen lebt. Es wird Remora bezeichnet (Echeneis remora) und ist nicht länger als einen halben Fuß. Wenn ein einziger dieser Fische sich an das Steuerruder festsetzt, ja wenn es im Schiff sich befindet, soll es den Lauf des größten Schiffes aufhalten. So glaubten die Alten, die auch meinten, daß dieser Fisch, als Amulett getragen, Processe und Urtheile aufhalten könnte.

Der findige Kopf, der uns vorigen Frühling kund that, daß er das Geheimniß ergründet habe, Sonnenwärme auf Flaschen zu ziehen, um sie im Winter zu verwenden, läßt auffallender Weise jetzt nichts mehr von sich hören. Und bei unserer Kohlennoth angesichts des Winters käme uns die aufgespeicherte Wärme vom Sommer sehr zu Statten. Und welche Reichthümer könnte der kluge Erfinder jetzt einheimsen.

* * *

Wie doch manchmal eine kurze Spanne Zeit genügt, um die Situation völlig zu ändern. Vor einem Jahre machte man von hier aus praktische Versuche zur Versorgung ganz Europas mit amerikanischer Kohle. Heute importiren wir Cokes und Kohlen aus England und Deutschland.

Die Wunderkur.

Skizze von C. Wellner.

„Mein liebes Fräulein Lambert," sagte der Regisseur Brandt, „ich bin bereits eine halbe Stunde hier und Sie haben weder geniest noch gehustet; Sie haben nicht eine Spur von Fieber, Ihre Augen glänzen wie die Brillanten in Ihren Ohren—und dennoch behaupten Sie, Sie hätten Bronchial-Katarrh? Das ist einfach lächerlich!"

Die entzückende Dame in dem reich mit Spitzen besetzten hellblauseidenen Morgenrock richtete sich ein wenig in die Höhe.

„Es ist nicht lächerlich! Ich habe einen fürchterlichen Bronchialkatarrh und ich gehe keinen Schritt aus dem Hause!"

„Meinetwegen die schwarzen Blattern oder die Pest! Ich werde dem Direktor aber sagen, daß Sie ganz gesund sind und er wird Ihnen den Theaterarzt schicken."

„Sehr angenehm. Doktor Liebermann ist ein Ehrenmann, der ein Menschenleben nicht wegen Herrn Hallbergers Einnahme auf's Spiel setzen wird."

„Jawohl, Doktor Liebermann ist ein Ehrenmann. Wenn Sie etwa glauben, ihn täuschen zu können, dürften Sie sich verrechnet haben. Der läßt sich nichts vormachen. Adieu, Fräulein Lambert. Und gute Besserung für Ihren Bronchialkatarrh."

Er ging auf die Thür zu, einen ärgerlichen Blick auf die schöne Ada werfend, die so unverzeihliche Launen hatte und so rücksichtslos war.

Kaum hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen, als Ada geschmeidig wie eine Katze von dem Stuhl aufsprang, sich ein paar Mal im Tanzschritte wiegte und dann die Thür zu ihrem Boudoir öffnete.

„Fanny! Schnell, Fanny, schnell! Ich muß sofort in's Bett und so krank wie möglich aussehen — aber auch interessant. Bringen Sie meinen Schminkkasten. Ich trete heute Abend nicht auf."

„Aber anädiges Fräulein sind doch gar nicht krank! Sie werden doch nicht die heutige Premiere auf's Spiel setzen? Und die prachtvollen Kleider — soll die vielleicht eine Andere anziehen?"

Fräulein Lambert stand vor ihrem hohen Ankleidespiegel und sah prüfend auf das Bild, welches dieser zurückstrahlte.

„Sie sind wirklich zu dumm, Fanny," erwiderte sie. „Natürlich bin ich nicht krank. Begreifen Sie nicht, was ich will? Ich liebe Doktor Liebermann!"

„Aber Sie sprechen doch nie ein Wort mit ihm!"

„Meine Schuld ist das nicht! Er ist schüchtern wie ein Landmädchen. Ich kann ihn noch so liebenswürdig anlächeln — er guckt einfach weg und wird roth. Ich glaube aber bestimmt, daß er mich liebt, und er soll mir's heute sagen. Ich habe das Warten satt. Jetzt schnell zu Bett."

„Wenn anädiges Fräulein gestatten, möchte ich Ihnen doch rathen, sich lieber auf die Chaiselongue zu legen. Wenn Sie dann doch in's Theater gehen, dauert das Ankleiden nicht so lange. Und gnädiges Fräulein sehen so bezaubernd auf der Chaiselongue aus! Die entzückenden kleinen Füßchen in den eleganten weißen Schuhchen —"

Ada Lambert rückte sich in eine sehr graziöse, verführerische Lage und harrte der Dinge, die da kommen sollten. —

Fünf Jahre lang war sie der Stern des Walhalla-Theaters und alle Welt lag der schönen, geistreichen, entzückenden Operettendiva zu Füßen. Grafen und Fürsten hätten sich am liebsten für sie ruinirt, doch sie lachte alle aus, amüsirte sich, genoß das Leben, ließ sich den Hof machen, aber keiner konnte sich ihrer besonderen Gunst rühmen.

Jetzt war es ein halbes Jahr her, seit Doktor Liebermann als Theater-Arzt an der Walhalla angestellt war. Er war ein Riese mit dem Gesicht eines Apollo und äußerst tüchtig in seinem Beruf. Ada Lambert hatte sich auf den ersten Blick in diesen jungen Herkules verliebt, der ihr schüchtern „Gutenmorgen" oder „Gutentag" bot, wenn er sie hinter den Koulissen traf, im Uebrigen aber kein weiteres Wort sprach, obgleich sie ihn zu wiederholten Malen deutlich fühlen ließ, daß sie ihn gern mochte. Wahrscheinlich glaubte er, daß die vergötterte Sängerin viel zu hoch über ihm stehe — aber sie wollte ihn von dieser Bescheidenheit kuriren.

Doktor Liebermann liebte Ada mit der ganzen Kraft seiner Seele, verschloß dieses Geheimniß jedoch tief in seiner Brust. Die Möglichkeit, daß die gefeierte Sängerin seine Huldigungen sehr gern sehen könne, kam ihm gar nicht in den Sinn; er betete sie nur im Verborgenen an. Ada wußte dies längst. Da er zu schüchtern war, um ihr seine Liebe zu erklären, mußte sie ihn eben dazu zwingen. —

Ungefähr eine Stunde war vergangen, seit Brandt sie verlassen, als die Zofe Liebermann meldete.

„Ich höre zu meinem größten Bedauern, daß Sie krank sind," begann er mit ernster Stimme. „Der arme Direktor Hallberger ist außer sich!"

„Ach, lassen wir Hallberger! Ich bin froh, daß Sie gekommen sind, Doktor, denn ich bin überzeugt, daß Sie mich heilen können. Vor Allem müssen Sie aber erst eine Tasse Thee trinken, es ist meine Theezeit."

Sie drückte auf die Klingel.

„Wirklich, gnädiges Fräulein, ich muß erst meine Pflicht thun. Ich versprach dem Direktor einen sofortigen Bericht über Ihren Zustand. Er ist nämlich unliebenswürdig genug, zu behaupten, Sie verstellten sich nur und wollten ihm den heutigen Abend verderben."

„Das Scheusal!" rief Ada. „Na, so thun Sie denn Ihre Pflicht. Hier ist mein Puls." Der große Mann zitterte, als er die zierliche Hand in die seine nahm.

„Ganz normal," sagte er, nachdem er auch die andere Hand befühlt. „Nun zeigen Sie mir, bitte, die Zunge."

Ada streckte die Zunge mit einer allerliebsten drolligen Geberde heraus.

„Auch ganz normal," sagte der junge Arzt, sich erhebend. „Nun sagen Sie mir blos, gnädiges Fräulein, warum stellen Sie sich krank? Sie sind nie gesünder gewesen, als jetzt. Es ist meine Pflicht, das dem Direktor zu sagen. Seien Sie doch vernünftig und kommen Sie mit mir in's Theater. Uebrigens hat Brandt dem Direktor bereits gesagt, Sie wären völlig gesund."

„Hören Sie mich an, Doktor. Ich bin wirklich krank. Schauen Sie einmal in meine Augen. Sehen Sie da nichts?"

„Nein — ich —"

„Wirklich nicht?" Sie sah in zärtlich an. „Sehen Sie nicht, daß ich herzlich krank bin? Sie sind doch sonst so klug! O Gott, warum sind die Männer so schwer von Begriff!"

Plötzlich wandte sie sich von ihm ab und brach in krampfhaftes Schluchzen aus.

Doktor Liebermann befand sich in unbeschreiblicher Verwirrung. Er faßte Adas Hand, bog ihr den Kopf zurück und — wie es gekommen, er wußte es selber nicht — legte den Arm um ihre Schulter. Da schlangen sich zwei weiche Arme um seinen Hals und der schöne blonde Kopf sank an seine Brust.

„Ada!" murmelte er. „Liebe, süße Ada! Wie konnte ich das ahnen!" Er preßte seine Lippen auf ihren rothen schwellenden Mund. „Ich liebe Dich ja wahnsinnig! Dein Bild verfolgt mich Tag und Nacht. Ist es denn möglich, daß Du mich liebst?"

Ada machte sich aus seinem Arme frei. „Ich wußte ja, daß Du mich liebst," sagte sie, und ihre Augen erstrahlten in unbeschreiblichem Glück. „Und darum mußte ich erst das ganze Theater in Aufruhr versetzen! Oh, wie glücklich werden wir miteinander sein!"

Nach einer abermaligen Umarmung und zahllosen Küssen trat der Verstand wieder in seine Rechte."

„Aber Ada," murmelte der junge Mann, „ich bin ja nicht im Stande, einen Haushalt zu gründen. Ich bin arm —"

„Aber ich bin reich! Ich besitze Vermögen und verdiene fünfmal mehr, als ich brauche. Und außerdem habe ich gehört, daß Du eines Tages ein berühmter Mann sein wirst."

„Was soll ich dagegen sagen, Ada?"

„Nichts, gar nichts. Heirathen mußt Du mich jetzt. Daran ist nichts mehr zu ändern!"

Der junge Mann lachte glückselig.

„Und nachher fahre ich in's Theater, trete auf und erzähle, daß Du eine Wunderkur an mir vollbracht hättest."

In diesem Augenblick steckte Fanny den Kopf zur Thür herein und meldete: „Der Thee ist servirt."

„Schön, Fanny. Sie könnten meine Sachen gleich zurecht legen. Ich fahre doch in's Theater."

„Und ich," triumphirte Fanny, als sie sich entfernte, „bekomme die zwanzig Mark, die Herr Brandt mir versprochen, wenn ich Fräulein Lambert dazu bringen könnte, ihren Sinn zu ändern."

Eis und Blumen in Peking.

„Peking ist die Stadt der vier Jahreszeiten," sagte mir neulich ein befreundeter Mandarin. „Aber wie ist denn das zu verstehen?" fragte ich ihn. „In Peking," antwortete er, „sind jahraus, jahrein die vier Jahreszeiten vertreten. Dort giebt es beständig Blumen des Frühlings, Früchte des Sommers, Trauben des Herbstes und Eis des Winters."

Und der Mann hatte recht. Was Blumen und Eis angeht, so muß man ihm vollkommen zustimmen, denn diese gehen in Peking niemals aus. Die Früchte des Sommers und die Trauben des Herbstes reichen wohl nicht für das ganze Jahr, aber doch für den weitaus größten Theil. Ende Mai giebt es noch Trauben, frisch wie vom Stock, und Birnen so viel man haben will, desgleichen mancherlei andere Früchte.

Anderswo freilich kann man auch so etwas haben, z. B. in Berlin und selbst in kleineren europäischen Städten. Aber der Unterschied von der Hauptstadt des Chinesenreiches liegt darin, daß Peking beständig die vier Jahreszeiten innerhalb seiner Mauern birgt, während man in Europa ihre Erzeugnisse vielfach erst importiren muß. Und dann hat es Peking schon jahrhundertelang so gehabt, auch damals schon, als die meisten europäischen Städte noch kaum bestanden oder doch wenig Ahnung davon hatten, wie kalt das Eis im Sommer schmeckt und wie süß die Trauben im Mai.

Peking ist ein Dorado der Blumen. Die Meisten, welche von Peking gehört und gelesen, haben freilich den Gesammteindruck, daß Peking ein verstaubtes, schmutziges, überkriechendes Nest ist. Das will ich nicht in Abrede stellen, aber dabei bleibt doch wahr, daß die Reichshauptstadt des blumigen Reiches der Mitte doch auch Blumen in Fülle hat, mehr als eine andere Stadt Chinas. Wer sich davon überzeugen will, mache nur früh Morgens, wenn der Tag eben zu grauen beginnt, auf den Blumenmarkt (Huasche) einen Spaziergang. Die Pracht, die er sich dort entfalten sieht, wird ihn schier vergessen lassen, daß er in dem schmutzigen Peking ist. Lange Straßen entlang, rechts und links, ist nichts zu sehen, als lauter Blumen in allen möglichen Farben und Formen. Und die sind so — täuschend ähnlich gemacht, daß man beim ersten Anblick meinen sollte, es seien natürliche. Erst wenn man Verkäufer sieht, die nichts als Stengel oder Blätter ausstellen, und andere, die nur Knospen und Blüthen anbieten, entdeckt man, daß die Blumen künstlich sind. Um das sommerliche Bild aber erst recht zu vervollständigen, fehlen auch die schillernden Schmetterlinge nicht aus farbigem Glas, Seide oder Papier.

Auf diesen Markt eilen in aller Frühe, wenn es noch nitch staubt, zärtliche Gatten, die ihrer jungen Frau mit einer herrlichen Blume das Haar schmücken wollen, weil sie heute ihre Schönheit vielleicht besonders zur Schau stellen soll; vorsorgliche Mütter, die ihrer Tochter Brautblumen oder Schmetterlinge kaufen wollen für die Hochzeit; zweifelhafte Elemente (und deren giebt es leider Gottes in Peking sehr viel), die keine andere Beschäftigung kennen, als sich zu schmücken und zu schminken und mit der Sünde Handel zu treiben. Händler kommen aus der Ferne, um Pekings Flora viele hundert Meilen weit in's Innere zu tragen. Für sie hauptsächlich sind die Blätter, Stengel und Knospen ausgestellt, die sich leicht in größerer Menge verpacken lassen. Zu Hause machen sie fertige Blumen daraus und verkaufen sie für einen drei-, ja sechsfach höheren Preis.

So verschieden die Blumen in Form und Farbe sind, ebenso verschieden ist auch das Material, aus dem der Künstler sie herstellt. Man findet Blumen von feinsten Seidenstoffen, andere sind aus buntem Papier gemacht. Während das Mädchen armer Leute einen gläsernen Schmetterling im Haare trägt, glitzert auf den glänzenden Locken einer Mandarinentochter ein Schmetterling von Gold und Edelstein. Derartige Kostbarkeiten aber, ebenso wie die theuersten Blumen, kommen nicht auf den Markt, sondern werden in Geschäften verkauft. Die Anwohner des Blumenmarktes sind fast alle Fabrikanten von Blumen, und sobald der Markt aufgehoben ist, wird die Waare ins Haus getragen. Es geschieht dies schon bei Sonnenaufgang, denn um diese Zeit beginnt der Straßenverkehr mit Wagen und Schiebkarren; es erhebt sich der Staub, der den Blumen schadet und ihnen den zarten Schmelz benimmt.

Die Bevölkerung auf dem Lande trägt nur zu Neujahr Blumen, auch dann thun es meistens nur junge Mädchen oder aber verheirathete Frauen. In Peking aber schmückt sich Alles damit, was sich weiblich nennt, vom Backfisch bis zur vergilbten Schachtel; ja auch ihr muß noch im spärlichen oder falschen Haare eine knallrothe Pfingstrose glühen. Freilich halten die künstlichen Blumen länger vor als die natürlichen, aber nach einigen Tagen sind doch auch sie verstaubt und müssen durch neue ersetzt werden. Kein Wunder also, daß die Blumenverkäufer in Peking jeden Morgen Geschäfte machen, bisweilen sogar gute. Ist es Jemand gelungen, eine Neuheit zu erfinden (denn auch die Blumenmoden wechseln) und damit Anklang zu erregen, dann ist die Bitte aller eitlen Evastöchter: „Bitte, Mann, eine neue Blume!" Die Wirkung einer solchen Bitte ist jedenfalls ähnlich so, als wenn anderswo Andere bitten: „Bitte, Mann, einen neuen Hut."

Aber auch Floras natürliche Kinder giebt es in Peking mehr als in den meisten anderen chinesischen Städten. Selbst ausländische Blumensorten, zum Beispiel Cactus, Geranien, Veilchen und dergleichen haben sich längst eingebürgert. Die Chinesen haben eine rechte Fertigkeit in Behandlung derselben, so daß man fast zu jeder Jahreszeit alle möglichen Blumen haben kann. Im Mai sah ich einen Verkäufer von blühenden Herbstastern und Georginen. Es stehen den Gärtnern freilich keine Treibhäuser zur Verfügung, sondern sie müssen sich mit ganz einfachen Mitteln behelfen, um im Winter die Kälte fernzuhalten und die nothwendige Wärme zu binden. Zum Aufbewahren der Blumen im Winter dienen Erdgräben, die gegen Norden durch eine Mauer oder einen Wall geschützt sind. Bei Tage, wenn die Sonne scheint, werden dieselben geöffnet und warme Strahlen fallen auf die Pflanzen. Während der Nacht werden sie mit Strohmatten sorgfältig zugedeckt. Die Hauptgartenanlagen liegen außerhalb der Stadt, weil das dortige Wasser den Blumen zuträglicher ist; denn auch das Wasser in Peking ist nicht überall frei von Beimischungen, die auch den Pflanzen weniger bekömmlich sind.

Als Stellvertreter des Winters während der heißen Sommerzeit giebt es in der kaiserlichen Hauptstadt zehn mächtige Eiskeller, welche auf die einzelnen Stadttheile vertheilt sind. Vier davon gehören Sr. Majestät, drei dienen zum Gebrauche der Prinzen, das Volk muß sich mit dem Rest begnügen. Einer der kaiserlichen liegt in der verbotenen Stadt, die übrigen sind außerhalb derselben. Aber auch das Eis aus den Kellern des Kaisers und der Prinzen darf an den gemeinen Mann verkauft werden, falls der „Sohn des Himmels" und seine Prinzen nicht Alles benöthigen sollten.

Der Eishandel in Peking bildet eine Art Monopol. Neue Keller dürfen ohne kaiserliche Erlaubniß nicht angelegt werden. Diese wird nur selten ertheilt, wer sie aber erhält, bekommt ein Dokument (Lung-Pic) als Ausweis.

Das aufbewahrte Eis entstammt dem Wasser des „Perlenflusses" (Jüho) in der verbotenen Stadt, und diesem wird es vom Berge der „zehntausend Lebensjahre" (Uenschon) zugeleitet, wo der Kaiser seinen Sommersitz hat. Im Winter wird das Wasser gegen Bezahlung an die kaiserlichen Beamten, welche die Schleusen öffnen, in den Stadtkanal gelassen, wo es gefriert. Tag und Nacht wird daran gearbeitet, und in langen Reihen stehen die Eiskarren, um die Keller zu füllen. Jeder Keller besteht aus zehn Abtheilungen; jede Abtheilung hat ungefähr zehn Schritt im Geviert. Darin liegt das Eis in zehn Schichten aufeinandergestapelt. Die einzelnen Stücke haben 1 bis 2 Fuß Dicke und bilden ein Quadrat von 2 bis 3 Fuß.

Es läßt sich nichts Einfacheres denken, als solch' einen Keller, und dennoch hält sich das Eis ganz vortrefflich darin. Für die Anlage wählt man trockene Erdwälle von einigen Metern Höhe. An der Nordseite derselben werden zimmerartige Höhlungen gegraben. Das Eis wird darin aufeinandergeschichtet und dann mit trockener Erde und Sorghumstengeln zugedeckt. An den Seiten wird ebenfalls trockene Erde aufgeschüttet und die sogenannte Thüre mit Luftziegeln vermauert und zugeschmiert. Damit ist die Anlage fertig. Man hat nur darauf zu achten, daß von oben der Regen und von unten das Grundwasser keinen Zutritt finden. Wird eine Abtheilung zum Gebrauch geöffnet, so sucht man die Sonnenstrahlen durch ein Mattendach abzuhalten, im Uebrigen aber hat Wind und Luft freien Zutritt; ja nicht einmal eine Thüre verdeckt den Eingang.

Die große Menge Eis, welche in unmittelbarster Nähe beieinanderliegt, trägt wohl hauptsächlich dazu bei, daß es die oft gewaltige Sommerhitze nicht schneller zum Schmelzen bringt. Auch behaupten die Chinesen, wenn ein neuer Keller angelegt würde, so halte sich in dem ersten Jahre das Eis nicht. Der Boden müsse erst „durch und durch erkalten" (Han Toulio). Wenn das geschehen sei, hätten Sonne und Wärme nicht mehr viel Einfluß und „der Winter im Sommer behaupte sein Recht."

Eine besondere Art Eiskeller giebt es noch in Peking zum Aufbewahren des Obstes. Darin liegt denn auch das Geheimniß der wunderbaren Erhaltung desselben, so daß man im Sommer noch frisch scheinende Trauben des vergangenen Herbstes essen kann. Das aufzubewahrende Obst wird bei der Ernte sehr sorgfältig sortirt und alles nur etwa Schadhafte entfernt. Dann wird es in Körbe, Kisten oder in steinerne Töpfe gelegt und zugedeckt. Besagte Behälter werden auf Eislagen gestellt und bleiben dort so lange stehen, bis man sie gebraucht. Das Obst hält sich auf diese Weise, wenn es gut geht, ein volles Jahr.

Die Ausländer sind in der Regel sowohl Freunde von Eis als auch von Obst. Deshalb machen die Obstverkäufer und Eiskellerbesitzer in Peking ganz vorzügliche Geschäfte. Dabei sind die Preise verhältnißmäßig recht billig. Der Chinese selbst gebraucht das Eis weniger zum Abkühlen der Speisen als vielmehr zum Aufbewahren derselben. Besonders können Fleisch- und Fischverkäufer ohne Eis keine frische Waare halten. Kühle Getränke trinkt der Zopfträger nicht, weil sie seiner Ansicht nach noch den Durst nicht löschen. Will er aber einmal im Sommer die Freuden des Winters genießen, so nimmt er ein Stück Eis in den Mund und ein Stück Zucker dazu. Soll der Genuß aber recht vollkommen sein, so legt er sich eine saftige Traube in's Eis und läßt sie gehörig erkalten. Wenn er dann hoch im Sommer die eisig kalte Traube des Herbstes verkostet, wird ihm lenzwonniglich zu Muthe und er denkt: Peking ist doch wirklich die Stadt der vier Jahreszeiten.